

STELLUNGNAHMEN

SCHWEIGEN UND REDEN ODER DIE »Identität« der Kirche. – Es ist bedauerlich zu nennen, daß die nachdenkenswerten Thesen von O. B. Roegele zum Zweiten Vatikanum¹ knapper als zulässig ausgefallen sind. Wenn Roegele zum Beispiel schreibt, die Identität der katholischen Kirche sei durch das Zweite Vatikanum weder aufgehoben noch wesentlich beeinträchtigt worden, so liegt der Verdacht nicht fern, der Formulierung entnehmen zu sollen, daß eine gewisse Beeinträchtigung der Identität doch nicht ganz auszuschließen sei. Und da wüßte man natürlich gern, um welche Beeinträchtigung es sich nach Roegeles Ansicht handelt. Roegeles konditional vorgetragener Einwand gegen die Realisation der Johanneischen Konzeption des letzten Konzils zielt auf den Verzicht von »Unterscheidungen«, »Trennungslinien« ab, was mit der pastoralen Zielsetzung des Konzils begründet wird. Auch hier hätte man gern Näheres erfahren, wo im einzelnen undeutlich formuliert wurde mit den Folgen der »willkürlichen Auslegungen«.

Nicht einverstanden sollte man sein mit Roegeles abschließender, negativ zu verstehender Bemerkung, daß das meiste, was die Öffentlichkeit über das Konzil erfuhr, von den Theologen seinen Ausgang nahm. Zunächst sei daran erinnert, daß die Pressekonferenzen unter der Leitung von Pericle Felici als eine ordentliche Einrichtung des Konzils angesehen werden müssen, daß die auf solchen Konferenzen Anwesenden, die Glaubensprobleme der Väterversammlung interpretierenden Theologen zu diesem Zwecke ein Mandat hatten und daß auch diejenigen Periten, die sich zu den Vorgängen in der Aula öffentlich äußerten, dies meist im Einvernehmen mit ihren Bischöfen getan haben. Denn man soll sich nichts vormachen: die Väterversammlung war ja keineswegs zu allen Stunden ein Bund friedfertiger Brüder, sondern es wurde gepokert und taktiert mit allen Listen und Finessen, und eine Fraktion war eigentlich immer auf Druck durch Öffentlichkeit angewiesen.

Die hinter diesem ganzen Komplex stehende Frage ist härter. Sie kann überspitzt lauten: Inwieweit ist die Sprache heute geeig-

net, Medium für Glaubenslehre und Glaubensverkündigung zu sein? In einer Epoche pluraler Theologien innerhalb der Kirche – und zwar legitimerweise – bedeutet jede sprachliche Fixierung von theologischen Aussagen durch das Konzil oder Lehramt, wenn die Pluralität der Theologien mit eingebunden werden soll, eine Erweiterung des Rahmens, man könnte auch sagen eine Erweichung von Festem in Richtung auf Oszillierendes. Aber auch dann, wenn an festen, bewährten Formeln festgehalten wird, zeigt sich sehr bald, daß die Formeln weitgehend nicht mehr tragfähig sind: denn die Schlüsselbegriffe, die die Formeln tragen, werden von sehr unterschiedlichen Christologien, Ekklesiologien etc. aufgefüllt. Der gleiche Begriff gewiß, sein Inhalt ist jedoch anders nuanciert. Die Folge: die Formel bedeutet heute zum Teil wesentlich anderes als in der Tradition. (Diese Zeitschrift erbringt jährlich wenigstens ein- bis zweimal dafür den Beweis.) Es wäre abwegig zu unterstellen, hier seien böse Menschen, widerspenstige Theologen am Werk, sondern es ist vielmehr davon auszugehen, daß der im rasenden Tempo sich vollziehende gigantische geistige Umbruch unserer Zeit (eigentlich schon seit dem Ersten Weltkrieg in Gang gekommen), der sich in der Zersetzung, Pidginisierung einerseits, Spezialisierung und Differenzierung andererseits, in jedem Fall in der Veränderung der Sprache, vor allem aber in der Pluralisierung von Vorstellungen im *einzelnen* Wortgebilde² am deutlich-

¹ In dieser Zeitschrift 3/77, S. 269.

² Pluralisierte Inhalte des einzelnen Begriffes: das ist nicht identisch mit dem, was die moderne Linguistik unter Polyvalenz des Wortes versteht; nicht Verschiebung, nicht Ausweitung, nicht semantische Mehrschichtigkeit, die Lexika schon immer verzeichnet haben, sondern mehr oder weniger bewußtes, gezieltes Einbringen gegensätzlicher oder sich ausschließender Vorstellungen zum Zwecke der Entfremdung des ursprünglichen Wortsinnes. Daß solchem Unterfangen die Labilität des Wortes entgegenkommt, steht auf einem anderen Blatt. Dazu Gerhard Storz, Von der Selbsttäuschung der Linguisten. In: »Merkur« (April 1978), S. 343 f.

sten niederschlägt, auch vor der Kirche nicht haltmacht. Es bleibt offen, ob Johannes XXIII. gesehen hat, daß in dieser Weltstunde mit Klärungen herkömmlichen lehramtlichen Zuschnitts nichts mehr zu sichern war. Das Pontifikat des Pacellipapstes bietet dafür einige nachdrückliche Beispiele.

Doch bleibt die eingangs gestellte Frage. Sie muß modifiziert werden und sollte lauten: Was kann vorrangig heute überzeugendes Medium für Glaubenslehre und Glaubensverkündigung sein? Vielleicht könnte die Antwort lauten: die Existenz aus dem Glauben, die natürlich das Wort nicht ausschließt, die aber vor allem mit dem Leben bezeugt, was sie verkündet und möglicherweise auch dann noch Glauben verkündet, wenn sie zum Schweigen verurteilt ist.

Aus dieser Perspektive betrachtet, verliert das Wort von den »sprachlosen« sprich hilflosen Bischöfen fast alle Berechtigung. Es hat in der Bundesrepublik nach dem Zweiten Vatikanum mit zum guten Ton unter eher konservativen Katholiken gehört, den Bischöfen Unfähigkeit zum Leiten, Mangel an Mut zur Wahrnehmung ihrer Amtspflichten vorzuwerfen. Es ist sicher nicht zu bestreiten, daß nicht immer das rechte Wort im rechten Augenblick zu hören war. Aber darum geht es nicht. Viel wichtiger erscheint je länger desto mehr sowohl in den Binnenbereich der Kirche hinein wie nach außen, also begreifbar für eine weitere Öffentlichkeit, die Verdeutlichung dessen, was auf der Grundlage des oben Skizzierten ein neuer Führungsstil der Kirche genannt werden könnte. Also keine Vernetzung, Auslaugung der Sprache durch ständiges Sprechen, vielmehr genau dosierte Worte, keine (thematischen) Ritte über den Bodensee, sondern absolute Seriosität inmitten der Inflation des Wortes und der allgemeinen Hochstapelei. Schließlich auch Überwindung oder zumindest Abbau der Kirche als Bürokratie, Reduktion also ihrer anonymen, das heißt wesensfremden Gestalt. Das könnte möglich werden durch den gemeinsamen Willen aller Bischöfe, die die nationale Konferenz bilden, immer dann, wenn das Wort unausweichlich wird, mit *einer* Zunge zu sprechen in der

Gemeinsamkeit aller der mit der Führung und Leitung vom Heiligen Stuhl Betrauten. Und hier – unter diesem Gesichtspunkt – hat – verglichen mit anderen regionalen Kirchen – die deutsche Bischofskonferenz Zeichen gesetzt, die begründet hoffen lassen, daß die für die Glaubwürdigkeit der Kirche nach außen und innen entscheidende Frage und Aufgabe, in einer bis in die Wurzeln hinein sich verändernden Welt *sie selbst* zu bleiben, das heißt auch: erkennbar, sichtbar *anders* zu sein als säkulare Institutionen und gesellschaftliche Großgruppen, in Annäherung gelöst werden kann.

Friedrich Wallmann

*

Zu 2. Den Vorwurf, das Zweite Vatikanum sei zu einseitig pastoral ausgerichtet gewesen und zu wenig besorgt um doktrinaire Abgrenzungen und habe dadurch einer willkürlichen Auslegung seiner eigenen Aussagen Vorschub geleistet, halte ich für verfehlt. Die nachkonziliären Tendenzen waren auf dem Konzil nicht vorauszusehen, konnten darum auch nicht antizipierend abgewehrt werden. Solches vom Konzil zu fordern, heißt ungeschichtlich denken.

Zu 3. Den Ruf nach einem neuen Konzil, das die Arbeit des zweiten Vatikanum (progressiv) vollenden oder die Auswüchse der nachkonziliären Entwicklung (konservativ) beschneiden soll, halte ich für inopportun. Fände es statt, so würde sich nach ein paar Jahren schon zeigen, daß das »Vollendete« unvollendet geblieben ist und andererseits neue Entwicklungen in der Theologie die vorgenommenen Abgrenzungen überholt erscheinen lassen. Man müßte dann konsequenterweise ein weiteres Konzil fordern.

Zu 4. Das Verhältnis zwischen Lehramt und Theologie hat sich nach dem Konzil insofern verändert, als der Spielraum der Theologie größer geworden ist. Die Theologen machen von ihrer neu gewonnenen Freiheit ausgiebig Gebrauch, was zu Folge hat, daß der Pluralismus anwächst, viele unreife Früchte auf den Markt gelangen, auch Abweichungen von der kirchlichen Lehre häufiger werden und das alles Verwirrung und Verunsicherung erzeugt. Das ist wahr-

scheinlich der unvermeidliche Preis der Freiheit, die an sich etwas Gutes ist, weil geistiges Leben die Freiheit zur Voraussetzung hat.

Statt nach Zensuren und Verurteilungen zu rufen, sollten die beteiligten Instanzen und Personen eine Weise des Zusammenspiels und der Auseinandersetzung einüben (was seit Jahren auch schon mehr oder weniger erfolgreich geschieht), die der heutigen Situation angemessen sind. Die Diastase zwischen Lehramt und Theologie sollte möglichst verkleinert werden, indem z. B. (was ja auch zunehmend der Fall ist) gute Theologen in den Episkopat berufen werden und dieser mehr noch als bisher das Gespräch mit der Theologie sucht. Das Lehramt muß sodann immer wieder klärende, kritische und richtungweisende Äußerungen zu anstehenden Fragen machen, wenn dafür von der Sache und der Situation her eine wirkliche Notwendigkeit besteht und die betreffende Frage theologisch genügend abgeklärt ist (es dauert manchmal geraume Zeit, bis eine neue Terminologie wirklich verstanden wird, so daß man nicht mehr aneinander

vorbeiredet, wie z. B. bei der Neuinterpretation der eucharistischen Realpräsenz Christi in Begriffen einer personalen und relationalen Ontologie).

Das Lehramt darf und muß in einer anderen Sprache sprechen als die Theologie (was von manchen Theologen verkannt zu werden scheint); es soll nicht nur einen Diskussionsbeitrag zur Theologie leisten, sondern deren Entwürfe im Geist unterscheiden und beurteilen. Andererseits kann das heute nicht mehr im Stil früherer Zeiten geschehen, z. B. dem Antimodernismus. Die Sprache des Lehramtes kann bei aller Bestimmtheit im wesentlichen durchaus eine Note von Bescheidenheit an sich haben aus dem Bewußtsein, daß all unser Sprechen von Gott und den göttlichen Wahrheiten ein Suchen nach dem rechten Wort ist, das der gemeinten Wirklichkeit immer nur von ferne und in etwa entspricht. Die Theologen und das Volk Gottes werden sich auf diese Sprache einhören müssen, die eine der notwendigen »Sprachspiele« ist, durch die Gottes Geist zu seiner Kirche spricht.

Hermann - Josef Lauter OFM

Jan Hendrik Walgrave, geboren 1911, Dominikaner, ist Professor für Fundamentaltheologie an der Katholischen Universität Löwen. Mitglied der Internationalen Theologenkommision. Den Beitrag auf Seite 295 übertrug aus dem Französischen Hans Urs von Balthasar.

Jean Mesnard, geboren 1921, ist Professor für französische Literatur an der Sorbonne, Paris. Den Beitrag auf Seite 306 übersetzte Hans Urs von Balthasar.

Albert Raffelt, geboren 1944 in Groß Tinz (Breslau/Schlesien), arbeitet zur Zeit als Bibliotheksreferendar an der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br.

Bartolomeo Sorge SJ, geboren 1929 auf Elba, ist Direktor der Zeitschrift »Civiltà Cattolica«, Rom. Den Beitrag übersetzte aus dem Italienischen Oskar Simmel.

Karl Forster, geboren 1928 in Amberg/Oberpfalz, ist ordentlicher Professor für Pastoraltheologie an der Universität Augsburg; Berater der Kommission IV der Deutschen Bischofskonferenz, 1960–1962 war er Mitglied des Rundfunkrats des Bayerischen Rundfunks, 1962–1968 Mitglied des Fernsehrats des ZDF, seit 1968 wieder Mitglied des Rundfunkrats des Bayerischen Rundfunks. – Bei dem Beitrag auf Seite 364 handelt es sich um einen Vortrag, der beim 13. »Essener Gespräch zum Thema Staat und Kirche« am 6./7. März 1978 gehalten wurde und der in Kürze im 13. Berichtsband der gleichnamigen im Verlag Aschendorff zu Münster erscheinenden Schriftenreihe veröffentlicht werden wird. In diesem Berichtsband finden sich außerdem noch die Vorträge von Intendant a. D. Prof. Dr. Karl Holzamer über »Positionen, Erwartungen und Erfahrungen im Verhältnis der Kirchen zu den öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten« und von Prof. Dr. Peter Lerche über »Die Kirchen und die neuen Entwicklungen im Rundfunkbereich – verfassungsrechtlich gesehen« sowie die Diskussionsbeiträge von Fachleuten zu allen drei Vorträgen.